

HEYNE <

DAS BUCH

Der Amerikaner Brandon Scofield und der Russe Wassili Taleniekov sind erbitterte Feinde. Seit Langem bekriegen sie sich im Auftrag ihrer jeweiligen Geheimdienste. Dabei wurde nicht nur Scofields Frau, sondern auch Taleniekovs Bruder ermordet. Nun sind beide in die Jahre gekommen, ihres Berufes müde und wollen sich zur Ruhe setzen – als plötzlich nicht nur ein hoher US-Militär, sondern auch ein bekannter russischer Wissenschaftler ermordet werden. Beide Agenten werden verdächtigt, sind jedoch unschuldig. Sie werden von ihren eigenen Auftraggebern verfolgt und haben keine andere Wahl, als sich zusammenzutun. Bald erkennen sie, dass hinter den Morden der Geheimbund der Matarese steckt – ein gefährlicher und scheinbar unbesiegbarer Gegner.

DER AUTOR

Robert Ludlum (1927–2001) zählt zu den erfolgreichsten Autoren der Welt, seine Thriller faszinieren seit vierzig Jahren ein Millionenpublikum. Seine beispiellose Schriftstellerkarriere nahm im Jahre 1971 seinen Anfang, als sein Debütroman sozusagen aus dem Stand Platz Eins der Bestsellerliste erreichte. Dieser Erfolg erlaubte es Ludlum, sich fortan nur noch dem Schreiben zu widmen. Inzwischen wurden viele seiner Romane, allen voran die Bestseller um den Agenten Jason Bourne, erfolgreich verfilmt. Allein im deutschsprachigen Raum wurden über 7 Millionen seiner Bücher verkauft.

Am Ende des Buches finden Sie ein ausführliches Werkverzeichnis aller im Wilhelm Heyne Verlag erschienenen Ludlum-Romane.

ROBERT LUDLUM

Der Matarese- Bund

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Heinz Nagel

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE MATARESE CIRCLE erschien 1979
bei Richard Marek Books



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 04/2012
Copyright © 1979 by The Robertmary Company
Copyright © 2012 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2012
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München, unter
Verwendung eines Motivs von © shutterstock / Jose As Reyes
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43625-1

www.heyne.de

TEIL I

1

*Wir sind drei Könige aus dem Orient,
bringen Myrrhen und Weihrauch . . .*

Die Sänger drängten sich an der Ecke, stampften mit den Füßen und schwenkten die Arme. Ihre jungen Stimmen durchdrangen die kalte Nachtluft und übertönten das Plärren der Autohupen, das Schrillen der Polizeipfeifen und den blechernen Klang der Weihnachtsmusik, die aus den Lautsprechern der Kaufhäuser drang. Es fiel dichter Schnee, der Verkehr wälzte sich schwerfällig durch die Straßen. Die Leute, die noch in letzter Minute ihre Weihnachtseinkäufe tätigen wollten, schützten ihre Augen mit den Händen. Trotzdem schafften sie es, einander ebenso auszuweichen wie den gelegentlich rutschenden Autos und den Bergen von Matsch. Reifen drehten auf den nassen Straßen durch, Busse schoben sich zentimeterweise vor und mußten wieder stehenbleiben. Dazu schrillten die Glocken der uniformierten Weihnachtsmänner unablässig.

*Von weit her, über Feld und Fluß,
Moor und Be-he-her-ge . . .*

Eine dunkle Cadillac-Limousine bog um die Ecke und kroch an den Sängern vorbei. Ihr Anführer, er trug ein Kostüm, das an eine Figur aus einem Roman von Charles Dickens erinnerte, trat an das rechte Hinterfenster, die Hand ausgestreckt, das Gesicht dicht an der Scheibe . . .

Wir folgen dem Ste-he-her-n . . .

Der Fahrer drückte ärgerlich auf die Hupe und winkte den Jungen weg, aber der Passagier auf dem Rücksitz griff in die

Manteltasche und holte ein paar Scheine heraus. Er drückte einen Knopf; die Fensterscheibe glitt lautlos herunter, und der grauhaarige Mann schob dem Jungen das Geld in die ausgestreckte Hand.

»Gott möge Sie segnen, Sir«, schrie der Junge. »Der Boys-Club der East Fiftieth Street dankt Ihnen. Frohe Weihnachten, Sir!«

Der fromme Wunsch wäre noch wirksamer gewesen, hätte ihn nicht ein Schwall whiskybeladenen Atems begleitet.

»Frohe Weihnachten«, sagte der grauhaarige Mann und drückte den Fensterknopf, um die Verbindung abzuschneiden.

Der Verkehr kam einen Augenblick lang zum Stocken. Der Cadillac schoß vor, mußte aber bereits nach zehn Metern wieder abrupt bremsen. Der Fahrer packte das Lenkrad fester; eine Geste, die an die Stelle eines lauten Fluches trat.

»Ganz ruhig, Major«, sagte der grauhaarige Passagier, und seine Stimme klang gleichzeitig mitfühlend und befehlend. »Es hilft nichts, wenn Sie sich aufregen; auf diese Weise kommen wir auch nicht schneller an unser Ziel.«

»Sie haben recht, Herr General«, antwortete der Fahrer mit einem Respekt, den er in Wirklichkeit gar nicht empfand. Normalerweise war dieser Respekt durchaus vorhanden, aber nicht heute, nicht auf dieser Fahrt. Es gehörten schon Nerven dazu, von seinem Adjutanten zu verlangen, am Weihnachtsabend Dienst zu machen. Noch dazu, um einen gemieteten *Zivilwagen* nach New York zu fahren, damit der General sich vergnügen konnte. Der Major konnte sich ein Dutzend akzeptable Gründe vorstellen, um an diesem Abend Dienst zu tun, aber dieser Grund gehörte nicht dazu.

Ein Hurenhaus. Wenn man die ganzen verbalen Feinheiten einmal abstreifte, war es das. Der Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs ging am Weihnachtsabend in ein *Hurenhaus*! Und weil er vorhatte, sich dort auf höchst vielseitige Art zu vergnügen, mußte der persönliche Adjutant des Generals bereitstehen, um nach diesen Vergnügungen das jämmerliche Etwas, das von dem General übrigblieb, wegzuschaffen. Es abholen, wieder zusammensetzen, dafür sorgen, daß es den nächsten Morgen in irgendeinem obskuren Motel überstand und sicherstellen, daß niemand erfuhr, was das für Vergnügungen waren oder wer dieses jämmerliche Etwas war. Morgen mittag würde

dann der Vorsitzende wieder seine militärisch gerade Haltung annehmen, seine Befehle erteilen. Der Abend und das, was zwischen ihm und dem Morgen lag, würde vergessen sein.

Der Major hatte diese Fahrten während der letzten drei Jahre häufig gemacht – seit dem Tag, an dem man den General auf diese ehrfurchtgebietende Position befördert hatte. Nach diesen Fahrten gab es immer Perioden besonders intensiver Aktivität im Pentagon, oder Augenblicke nationaler Krisen, in denen der General seine ganzen beruflichen Fähigkeiten unter Beweis gestellt hatte. Aber nie in einer Nacht wie dieser. Nie am Weihnachtsabend! Wenn der General ein anderer als Anthony Blackburn gewesen wäre, hätte der Major vielleicht Einspruch erhoben, hätte gesagt, daß an den Feiertagen selbst die Familie eines subalternen Offiziers gewisse Prioritäten hätte.

Aber der Major würde nie Einwände gegen irgend etwas vorbringen, solange es den General betraf. »Mad Anthony« Blackburn hatte einen zerbrochenen jungen Leutnant aus einem nordvietnamesischen Gefangenenlager herausgetragen, weg von Folter und Hunger, hatte ihn durch den Dschungel geschleppt, zurück zu den amerikanischen Linien. Das lag Jahre zurück; der Leutnant war inzwischen Major geworden, Chefadjutant des Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs.

Militärs pflegten oft einschläfernde Geschichten über bestimmte Offiziere zu erzählen, denen sie auch durch die Hölle folgen würden. Nun, der Major war mit Mad Anthony Blackburn in der Hölle gewesen. Er würde, wenn der General auch nur mit den Fingern schnippte, für ihn wieder zur Hölle zurückkehren.

Sie hatten inzwischen die Park Avenue erreicht und waren nach Norden abgebogen. Der Verkehr war hier weniger dicht, wie es sich auch für den besseren Teil der Stadt gehörte. Noch fünfzehn Blocks; der Ziegelbau lag auf der 71. Straße zwischen der Park und der Madison Avenue.

Der Chefadjutant des Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs würde den Cadillac auf einem vorsorglich reservierten Platz vor dem Gebäude abstellen und dem General dabei zusehen, wie er den Wagen verließ und die Treppe zu der verriegelten Eingangstür hinaufging. Er würde kein Wort sagen, aber ein Gefühl der Trauer würde den Major erfassen, während er auf seinen Vorgesetzten wartete.

So lange, bis eine schlanke Frau – in einem dunklen Seidenabendkleid mit einem Diamantenkollier – die Tür in dreieinhalb oder vier Stunden wieder öffnete und die Beleuchtung anknipste. Das würde das Signal für den Major sein, hinaufzugehen und seinen Passagier abzuholen.

»Hello, Tony!« Die Frau huschte durch den schwach erleuchteten Korridor und küßte den General auf die Wange. »Wie geht es dir, Darling?« fragte sie und spielte mit ihrer Halskette, während sie sich zu ihm neigte.

»Recht angespannt«, erwiderte Blackburn und schlüpfte aus seinem Zivilmantel, den ihm ein uniformiertes Mädchen abnahm. Er sah das Mädchen an; sie war neu und lieblich.

Die Frau bemerkte seinen Blick. »Sie ist noch nichts für dich, Darling«, meinte sie und griff nach seinem Arm. »Vielleicht in einem Monat oder in zwei. Komm jetzt, wir wollen sehen, was wir gegen dein Angespantsein tun können. Wir haben alles, was du brauchst: das beste Haschisch aus Ankara, Absinth aus der besten Destille in Marseille, und dann genau das Richtige aus unserem eigenen Spezialkatalog. Übrigens, wie geht es deiner Frau?«

»Auch angespannt«, sagte der General leise. »Sie läßt dich grüßen.«

»Sag ihr liebe Grüße, Darling.«

Sie gingen durch einen Bogen in einen großen Raum. Weiße, vielfarbige Lichter strahlten aus unsichtbaren Lampen; blaue, grüne und bernsteinfarbene Kreise zogen langsam über Decke und Wände. Jetzt sprach die Frau wieder.

»Ich hab' da ein Mädchen, das ich dir schicken will; natürlich auch das Mädchen, das immer bei dir ist. Einfach ein idealer Fall, wie nach Maß für dich gemacht, Darling. Ich wollte es zuerst gar nicht glauben, als sie sich bewarb; es ist unglaublich. Ich hab' sie gerade aus Athen bekommen. Du wirst sie anbetungswürdig finden.«

Anthony Blackburn lag nackt auf dem riesigen Bett. Winzige Scheinwerfer blitzten von der verspiegelten blauen Glasdecke herunter. Ein aromatischer Duft von Haschischrauch hing in der reglosen Luft des abgedunkelten Raumes; drei Gläser mit

klarem Absinth standen auf dem Tischchen neben dem Bett. Der Körper des Generals war mit Streifen und Kreisen aus Wasserfarbe bedeckt, überall Fingerspuren, phallische Pfeile, die auf seine Mannheit wiesen, seine Hoden und der erigierte Penis mit roter Farbe bedeckt, seine Brüste schwarz wie das dichte Haar, das sie bedeckte, die Brustwarzen blau und mit einem geraden, fleischig-weißen Strich verbunden. Er stöhnte. Sein Kopf wälzte sich in sexueller Ekstase hin und her, während seine Gespielinnen ihre Arbeit taten.

Die zwei nackten Frauen wechselten sich damit ab, ihn zu massieren und seinen sich windenden Körper mit dicken Farbklecksen zu bedecken. Während die eine ihre Brüste über seinen stöhnenden Mund kreisen ließ, hielt die andere seine Genitalien umfaßt, stöhnte bei jeder Bewegung sinnlich und stieß flache, halberstickte Schreie aus, während der General sich dem Orgasmus näherte – immer wieder von der Frau, die ihr Geschäft verstand, daran gehindert.

Das kastanienhaarige Mädchen an seinem Gesicht flüsterte atemlose, unverständliche Sätze in griechischer Sprache. Einmal beugte sie sich kurz zurück, um nach einem Glas auf dem Tisch zu greifen. Sie hielt Blackburns Kopf und goß ihm die dicke Flüssigkeit zwischen die Lippen. Sie lächelte ihrer Gefährtin zu, worauf diese ihr zuzwinkerte, Blackburns rot bemaltes Glied in der Hand.

Dann glitt das Griechenmädchen vom Bett und wies auf die Badezimmertüre. Ihre Begleiterin nickte, streckte die linke Hand bis zum Kopf des Generals und schob ihm die Finger zwischen die Lippen, um damit die kurze Abwesenheit der anderen zu tarnen. Die kastanienhaarige Frau ging über den schwarzen Teppich ins Badezimmer. Der Raum hallte vom ekstatischen Stöhnen des Generals wider.

Dreißig Sekunden später kam das griechische Mädchen zurück, aber jetzt war sie nicht mehr nackt. Sie trug eine dunkelfarbige Tweedjacke mit Kapuze, die ihr Haar bedeckte. Einen Augenblick lang stand sie im Schatten, dann trat sie ans nächste Fenster und zog leise die schweren Vorhänge zurück.

Das Klirren zersplitternden Glases erfüllte den Raum, als ein plötzlicher Windstoß die Vorhänge blähte. Jetzt war im Fenster die Gestalt eines breitschultrigen, kräftig gebauten Mannes zu sehen; er hatte die Scheiben eingetreten und sprang jetzt

durch den Rahmen. Sein Kopf war unter einer Skimaske verborgen. Er hielt eine Pistole in der Hand.

Das Mädchen auf dem Bett fuhr herum und stieß einen erschreckten Schrei aus, als der Killer die Waffe senkte und den Abzug betätigte. Die Explosion wurde von einem Schalldämpfer verschluckt; das Mädchen brach über dem obszön bemalten Körper von Anthony Blackburn zusammen. Der Mann ging auf das Bett zu; der General hob den Kopf, versuchte, sich durch den Nebel von Narkotika zu orientieren, aber seine Augen versagten ihm den Dienst. Seiner Kehle entrangen sich nur gutturale Laute. Der Killer schoß erneut. Und noch einmal – und noch einmal. Die Kugeln bohrten sich in Blackburns Hals, Brust und Unterleib. In das aufspritzende Blut mischten sich die schimmernden Wasserfarben.

Der Mann nickte dem Mädchen aus Athen zu, worauf dieses zur Tür eilte, sie öffnete und auf griechisch sagte: »Sie ist unten in dem Raum mit den kreisenden Lichtern. Sie trägt ein langes rotes Kleid und Diamanten am Hals.«

Wieder nickte der Mann. Dann rannten sie beide in den Korridor hinaus.

Der Major wurde von den unerwarteten Geräuschen, die irgendwo aus dem Inneren des Gebäudes zu kommen schienen, aus seinen Gedanken gerissen. Er lauschte, hielt den Atem an.

Dann war ein Kreischen zu hören . . . Jemand *schrie*. Leute schrien! Er sah zu dem Haus hinüber; die schwere Doppeltür flog auf. Zwei Gestalten rannten heraus, die Treppe hinunter. Ein Mann und eine Frau. Dann sah er es. Ein brennender Schmerz schoß ihm durch den Leib: Der Mann schob eine Waffe in den Gürtel.

O mein Gott!

Der Major schob die Hand unter den Sitz, um seine Automatik herauszuholen, riß sie hoch und sprang aus dem Wagen. Er rannte die Treppe hinauf in den Korridor. Drinnen wurden die Schreie immer lauter; Leute rannten herum, einige die Treppe hinauf, andere hinunter.

Er rannte in den großen Saal mit den verrückten, sich drehenden farbigen Lichtern. Auf dem Boden konnte er die Gestalt

der schlanken Frau mit den Diamanten am Hals sehen. Ihre Stirn war eine formlose Masse aus Blut; sie war erschossen worden.

O Gott!

»Wo ist er?« brüllte er.

»Oben!« schrie ein Mädchen, das sich in die Ecke gepreßt hatte.

Der Major fuhr von Panik erfüllt herum, rannte zurück zu dem prunkvoll geschmückten Treppenhaus, nahm drei Stufen gleichzeitig. Er raste an einem Telefon vorbei, das auf einem kleinen Tischchen auf dem Treppenabsatz stand; das Bild blieb in ihm haften. Er kannte den Raum; es war immer derselbe Raum. In dem schmalen Korridor bog er zur Seite, erreichte die Tür und schoß hindurch.

Jesus! Es überstieg seine schlimmsten Vorstellungen, etwas so Schreckliches hatte er noch nie gesehen. Der nackte Blackburn, mit Blut und aufgemalten Obszönitäten bedeckt, das tote Mädchen über ihm zusammengebrochen, ihr Gesicht auf seinen Genitalien. Es war ein Bild aus der Hölle, wenn die Hölle so schrecklich sein konnte.

Der Major würde wahrscheinlich nie wissen, wo er die Kraft hernahm, die es ihm erlaubte, jetzt ganz ruhig zu bleiben, aber er schaffte es jedenfalls. Er knallte die Türe zu und baute sich mit erhobener Waffe im Korridor auf. Dann packte er eine Frau, die an ihm vorbei auf die Treppe zu rannte, und brüllte:

»Tun Sie, was ich sage, sonst bringe ich Sie um! Dort drüben ist ein Telefon. Wählen Sie die Nummer, die ich Ihnen gebe! Und dann sagen Sie, was ich Ihnen sage, ganz genau *dieselben Worte!*« Er stieß das Mädchen brutal zum Telefon.

Der Präsident der Vereinigten Staaten schritt finster durch die Tür des Oval Office an seinen Schreibtisch. Der Außenminister und der Direktor des Central Intelligence Agency waren bereits vor ihm eingetroffen und erwarteten ihn.

»Ich kenne die Fakten«, sagte der Präsident in seiner vertrauten, gedehnten Redeweise, »der Magen dreht sich mir dabei um. Jetzt sagen Sie mir, was Sie unternommen haben.«

Der Direktor des CIA trat vor. »Die Mordkommission von New York unterstützt uns. Wir haben insofern Glück, als der

Adjutant des Generals an der Türe stehen blieb und jeden zu töten drohte, der versuchte, an ihm vorbeizukommen. Unsere Leute waren daher die ersten, die am Schauplatz des Verbrechens eintrafen. Sie haben saubergemacht, so gut es ging.«

»Das ist doch nur Kosmetik, verdammt noch mal«, sagte der Präsident. »Wahrscheinlich war es notwendig, aber das ist es nicht, was mich interessiert. Was denken Sie? War es einer dieser verrückten, irren New Yorker Morde, oder war es etwas anderes?«

»Nach meiner Ansicht«, antwortete der Direktor des CIA, »war es etwas anderes. Das habe ich schon letzte Nacht zu Paul gesagt. Das war ein gründlich analysierter und vorbereiteter Mord. Brillant ausgeführt. Die Ermordung der Besitzerin des Etablissements miteingeschlossen. Sie war die einzige, die irgendwelches Licht auf die Vorgänge hätte werfen können.«

»Wer steckt dahinter?«

»Ich würde sagen das KGB. Die Kugeln stammten aus einer russischen Graz-Burya Automatik. Das ist eine ihrer Lieblingswaffen.«

»Ich *muß* widersprechen, Mister President«, sagte der Außenminister. »Ich kann mich Jims Folgerung nicht anschließen; mag sein, daß die Waffe ungewöhnlich ist, aber sie ist in Europa käuflich erhältlich. Ich war heute morgen eine Stunde beim sowjetischen Botschafter. Er war ebenso erschüttert wie wir. Er hat nicht nur mit Entschiedenheit erklärt, daß es sich hier *unmöglich* um eine von russischer Seite geplante oder durchgeführte Aktion handle, sondern wies ganz richtig darauf hin, daß General Blackburn den Sowjets viel lieber war als jeder seiner möglichen Nachfolger.«

»Das KGB steht häufig im Widerspruch zu dem diplomatischen Korps des Kreml«, unterbrach der Direktor.

»So, wie die Company zu dem unseren?« fragte der Außenminister.

»Auch nicht mehr als Ihre eigenen Consular Operations, Paul«, erwiderte der Direktor.

»Verdammt noch mal«, sagte der Präsident, »hören Sie doch mit dem Mist auf. Ich will Fakten. Sie zuerst, Jim. Da Sie Ihrer Sache so sicher sind – was haben Sie denn herausgefunden?«

»Eine ganze Menge.« Der Direktor klappte den Aktendeckel auf, den er in der Hand hielt, entnahm ihm ein Blatt und legte

es vor den Präsidenten. »Wir sind fünfzehn Jahre zurückgegangen und haben alles in den Computer eingespeist, was wir über die letzte Nacht in Erfahrung gebracht haben. Wir haben Methode, Ort, Ausgang, Timing und Teamarbeit miteinander verglichen, und das alles mit jedem uns bekannten KGB-Mord während dieser fünfzehn Jahre verglichen. Wir haben dabei drei Profile gefunden. Drei der erfolgreichsten und geschicktesten Killer in der sowjetischen Abwehr. In jedem einzelnen Fall arbeitet der Mann natürlich ganz normal und unter Tarnung, aber es sind alles berufsmäßige Killer. Wir haben sie in der Reihenfolge ihrer Erfahrung aufgelistet.«

Der Präsident studierte die drei Namen:

Taleniekov, Wassilij. Letzter gemeldeter Einsatz:
Südwestliche Sowjetsektoren.

Krylowitsch, Nikolai. Letzter gemeldeter Einsatz:
Moskau, WKR.

Schukowski, Georgij. Letzter gemeldeter Einsatz:
Botschaftsattaché, Ost-Berlin.

Der Außenminister war erregt; er konnte nicht länger stillbleiben. »Mr. President, diese Art von Spekulation – die bestenfalls auf höchst vagen Verdächtigungen basiert – kann nur zur Konfrontation führen. Dafür ist jetzt nicht die Zeit.«

»Augenblick mal, Paul«, sagte der Präsident. »Ich habe Fakten verlangt. Es ist mir völlig gleichgültig, ob jetzt die Zeit für eine Konfrontation ist, oder nicht. Der Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs ist ermordet worden. Er mag in seinem Privatleben ein kranker Hurenbock gewesen sein, aber er war ein verdammt guter Soldat. Wenn es sich um einen sowjetischen Mord handelt, möchte ich das wissen.« Der Präsident legte das Papier auf den Schreibtisch, ohne dabei den Außenminister aus den Augen zu lassen. »Außerdem«, fügte er hinzu, »wird es keine Konfrontationen geben, solange nicht mehr bekannt ist. Ich bin sicher, Jim hat dafür gesorgt, daß alles streng geheim bleibt.«

»Natürlich«, sagte der Direktor des CIA.

Es klopfte an der Tür des Oval Office. Der Nachrichtenadjutant des Präsidenten trat ein, ohne auf Antwort zu warten.

»Sir, der russische Premierminister ist am Roten Telefon. Wir haben die Sendung bestätigt.«

»Danke«, sagte der Präsident und griff nach dem Telefon hinter seinem Sessel. »Mr. Premier? Hier spricht der Präsident.«

Der Russe sprach schnell und deutlich. Als zum erstenmal eine Pause eintrat, übersetzte ein Dolmetscher. Dann hielt der sowjetische Dolmetscher, wie es üblich war, inne, und eine andere Stimme – die seines amerikanischen Kollegen – sagte kurz: »Korrekt, Mr. President.«

Das vierseitige Gespräch wurde fortgesetzt.

»Mr. President«, sagte der Premierminister, »ich beklage den Tod – die Ermordung – von General Anthony Blackburn. Er war ein ausgezeichnete Soldat, der den Krieg ebenso verabscheute wie Sie und ich. Er genoß hier großen Respekt, seine Stärke und seine Einsicht in die Probleme der Welt übten auf unsere eigenen militärischen Führer günstigen Einfluß aus. Er wird uns fehlen.«

»Danke, Mr. Premier. Auch wir bedauern seinen Tod. Seine Ermordung. Wir können sie nicht erklären.«

»Das ist der Grund meines Anrufs, Mr. President. Sie müssen wissen, und zwar ohne die geringsten Zweifel, daß der Tod von General Blackburn – seine Ermordung – nie von der verantwortlichen Führung der Sozialistischen Sowjetrepubliken gewünscht worden wäre. Wenn ich so sagen darf – es wäre völlig verfehlt, dieses auch nur in Betracht zu ziehen. Ich hoffe, daß ich mich klar ausdrücke, Mr. President.«

»Ich denke schon, Mr. Premier, und ich danke Ihnen. Aber, wenn Sie gestatten, spielen Sie damit auf die entfernte Möglichkeit an, jemand könnte seine Kompetenzen überschritten haben?«

»Ebensowenig wie jene Mitglieder Ihres Senates, die ohne Skrupel die Ukraine bombardieren würden. Solche Idioten werden entlassen, wie es sich gebührt.«

»Dann bin ich nicht sicher, ob ich den Sinn Ihrer Formulierung richtig erfasse, Mr. Premier.«

»Ich will noch deutlicher werden. Ihre Central Intelligence Agency hat drei Namen geliefert, von denen sie annimmt, daß sie mit dem Tode von General Blackburn in Verbindung stehen könnten. Das ist nicht der Fall, Mr. President. Sie haben mein feierliches Ehrenwort. Diese drei Männer sind *verantwortungs-*

bewußte Männer, die unter der absoluten Kontrolle ihrer Vorgesetzten stehen. Einer von ihnen, Schukowski, ist vor einer Woche ins Krankenhaus eingeliefert worden. Ein weiterer, Krylowitsch, ist seit elf Monaten an der mandschurischen Grenze stationiert, während der hochgeschätzte Taleniekov praktisch bereits pensioniert wurde. Er hält sich augenblicklich in Moskau auf.«

Der Präsident schwieg und starrte den Direktor des CIA an. Dann sagte er: »Ich danke Ihnen für die Klarstellung, Mr. Premier, und für die Genauigkeit Ihrer Information. Mir ist bewußt, daß es für Sie nicht leicht war, diesen Anruf zu tätigen. Meine Hochachtung vor der sowjetischen Spionageabwehr.«

»Ebenso wie für die Ihre. Es gibt heutzutage immer weniger Geheimnisse; manche Leute sagen, das wäre gut. Ich habe die Fakten abgewogen und mich dazu entschieden, Sie anzurufen. Wir hatten mit der Sache nichts zu tun, Mr. President.«

»Ich glaube Ihnen. Ich wünschte, ich wüßte, wer es war.«

»Ich mache mir Sorgen, Mr. President. Ich glaube, wir sollten beide die Antwort auf diese Frage kennen.«

»Dimitri Juri Juriewitsch!« rief die dralle Frau vergnügt, als sie mit einem Frühstückstablett in den Händen auf das Bett zuing. »Heute ist der erste Morgen deines Urlaubs. Es liegt Schnee, aber die Sonne taut ihn weg. Ehe du dir den Wodka aus dem Kopf schütteln kannst, sind die Wälder wieder grün!«

Der Mann verbarg sein Gesicht im Kissen, rollte sich dann herum und schlug die Augen auf. Er mußte blinzeln, weil es in dem Raum so hell war. Vor den großen Fenstern der Datscha bogen sich die Äste der Bäume unter der Last des Schnees.

Juriewitsch lächelte seiner Frau zu. Seine Finger spielten mit den Haaren seines Kinnbartes, der jetzt schon mehr grau als braun war. »Ich glaube, gestern nacht habe ich mich verbrannt«, sagte er.

»Das hättest du beinahe!« lachte die Frau. »Zum Glück hat unser Sohn meinen Bauerninstinkt geerbt. Wenn er Feuer sieht, denkt er nicht lange über die Ursache nach. Er löscht es einfach!«

»Ich erinnere mich noch, wie er mich ansprang.«

»Das hat er wohl.« Juriewitschs Frau stellte das Tablett aufs Bett. Dann schob sie die Beine ihres Mannes zur Seite, um Platz zu bekommen. Sie setzte sich und griff nach seiner Stirn. »Du bist ganz heiß, aber du wirst's überleben, mein Kosake.«

»Gib mir eine Zigarette.«

»Nicht vor dem Fruchtsaft. Du bist ein sehr wichtiger Mann; alle Schränke sind mit Fruchtsaft gefüllt. Unser Leutnant sagt, sie dienen wahrscheinlich dazu, die Zigaretten auszulöschen, mit denen du dir den Bart verbrennst.«

»Die Mentalität von Soldaten wird immer die gleiche bleiben. Wir Wissenschaftler verstehen das. Der Fruchtsaft ist da, damit man ihn mit Wodka mischt.« Dimitri Juriewitsch lächelte wie-

der, ein Lächeln, das ein wenig verloren wirkte. »Eine Zigarette, Liebste? Du darfst sie sogar anzünden.«

»Du bist unmöglich!« Sie holte ein Päckchen Zigaretten vom Nachttisch, schüttelte eine heraus und schob sie ihrem Mann zwischen die Lippen. »Paß auf, daß du nicht ausatmest, wenn ich das Streichholz anreiß, sonst explodieren wir beide. Man wird mich in Unehren begraben, weil ich den prominentesten Kernphysiker der Sowjetunion getötet habe.«

»Meine Arbeit lebt nach mir fort; sollen die mich mit Rauch begraben.« Juriewitsch inhalierte tief, während seine Frau ihm das Streichholz hinhielt. »Wie geht es unserem Sohn heute morgen?«

»Sehr gut. Er ist schon früh aufgestanden und hat die Gewehre geölt. Seine Gäste kommen in etwa einer Stunde. Die Jagd fängt gegen Mittag an.«

»Du lieber Gott, das hab' ich vergessen«, sagte Juriewitsch und stemmte sich im Bett hoch, bis er aufrecht saß. »Muß ich wirklich mitkommen?«

»Du gehst doch mit ihm zusammen. Erinnerst du dich nicht mehr, wie du gestern abend allen gesagt hast, daß Vater und Sohn das beste Stück schießen würden?«

Dimitri zuckte zusammen. »Das muß wohl mein schlechtes Gewissen gewesen sein. All die Jahre, die ich in den Labors verbracht habe, während er irgendwo hinter meinem Rücken aufwuchs.«

Seine Frau lächelte. »Es wird dir guttun, wenn du an die Luft kommst. Jetzt rauch deine Zigarette zu Ende, iß dein Frühstück und zieh dich an.«

»Weißt du was?« sagte Juriewitsch und griff nach der Hand seiner Frau. »Ich fange erst langsam an, es zu begreifen. Das ist wirklich *Urlaub*. Ich kann mich gar nicht erinnern, wann wir den letzten hatten.«

»Ich weiß gar nicht, ob es je einen gab. Ich habe noch nie einen Mann gekannt, der so viel arbeitet wie du.«

Juriewitsch zuckte die Schultern. »Nett, daß unser Sohn Urlaub bekommen hat.«

»Er hat ihn sich ausgebeten. Er wollte mit dir zusammen sein.«

»Das war schön von ihm. Ich liebe ihn, aber ich kenne ihn kaum.«

»Alle sagen, daß er ein sehr guter Offizier ist. Du kannst stolz auf ihn sein.«

»Oh, das bin ich auch. Es ist nur so, daß ich nicht weiß, was ich zu ihm sagen soll. Wir haben so wenig gemeinsam. Der Wodka hat das gestern abend leichter gemacht.«

»Ihr habt einander fast zwei Jahre nicht gesehen.«

»Ich hatte meine Arbeit, das weiß jeder.«

»Du bist ein Wissenschaftler.« Sie drückte Dimitris Hand. »Aber heute nicht. Und die nächsten drei Wochen auch nicht! Keine Labors, keine Wandtafeln, keine nächtelangen Sitzungen mit eifrigen jungen Professoren und Studenten, die allen erzählen wollen, daß sie mit dem großen Juriewitsch gearbeitet haben.« Sie nahm ihm die Zigarette aus dem Mund und drückte sie aus. »Jetzt iß dein Frühstück und zieh dich an. Die Jagd im Schnee wird dir guttun.«

»Meine liebe Frau«, protestierte Dimitri und lachte, »wahrscheinlich werde ich mir den Tod dabei holen. Ich hab' seit zwanzig Jahren kein Gewehr mehr abgefeuert!«

Leutnant Nikolai Juriewitsch stapfte durch den tiefen Schnee auf das alte Gebäude zu, das früher einmal als Stall der Datscha gedient hatte. Er wandte sich um und blickte auf das riesige dreistöckige Hauptgebäude. Es glitzerte im Licht der Morgensonne, ein kleiner Alabasterpalast in einer Alabasterlichtung, die man aus dem schneebeladenen Wald herausgearbeitet hatte.

Moskau hielt große Stücke auf seinen Vater. Alle wollten etwas über den großen Juriewitsch wissen, den brillanten, reizbaren Mann, dessen bloßer Name schon ausreichte, um den Führern der westlichen Welt Angst zu machen. Es hieß immer, Dimitri Juri Juriewitsch trüge die Formeln für ein Dutzend taktischer Kernwaffen im Kopf; es hieß, wenn man ihn in einem Munitionslager mit angeschlossenem Labor allein ließe, wäre er fähig, eine Bombe zu bauen, die Groß-London, ganz Washington und den größten Teil Pekings vernichten könnte.

Das war der große Juriewitsch, ein Mann, der gegen Kritik und disziplinarische Maßnahmen praktisch immun war, auch wenn er manchmal zu unüberlegten Worten und Handlungen neigte. Nicht, soweit es seine Ergebenheit für den Staat betraf;

die stand nie in Frage. Dimitri Juriewitsch war das fünfte Kind armer Bauern aus Kurow. Wenn es den Staat nicht gegeben hätte, dann wäre er jetzt Maultiertreiber bei irgendeinem Aristokraten. Nein, er war ein Kommunist bis in die Knochen, hatte aber, wie alle brillanten Männer, nichts übrig für die Bürokratie. Daraus hatte er nie ein Hehl gemacht, und es hatte ihm nie geschadet.

Das war auch der Grund, weshalb so viele ihn kennenlernen wollten. Vermutlich, das nahm Nikolai wenigstens an, weil sie hofften, daß auf diese Weise wenigstens ein Hauch seiner Immunität auf sie fiel.

Der Leutnant wußte, daß dies heute der Fall war, und es war ihm unangenehm. Die »Gäste«, die jetzt zur Datscha seines Vaters unterwegs waren, hatten sich praktisch selbst eingeladen. Der eine war der Kommandeur von Nikolais Bataillon in Wilna, der andere ein Mann, den Nikolai nicht einmal kannte. Ein Freund des Kommandeurs aus Moskau. Der Kommandeur hatte gesagt, es sei jemand, der einem jungen Leutnant einmal einen Gefallen tun könne, wenn es um eine Versetzung ging. Nikolai hielt von solchen Versprechungen nicht viel; er war in erster Linie er selbst und erst in zweiter Linie Sohn seines Vaters. Er würde seinen eigenen Weg gehen; für ihn war das sehr wichtig. Aber zu seinem Kommandeur konnte er trotzdem nicht nein sagen, denn wenn es in der ganzen Sowjetarmee einen Mann gab, der eine Spur dieser »Immunität« verdiente, dann war das Oberst Janek Drigorin.

Drigorin hatte sich gegen die Korruption ausgesprochen, die im Offizierskorps offen zutage trat. Die Erholungsorte am Schwarzen Meer, die aus Geheimfonds bezahlt wurden, die Lagerhäuser voll Konterbande und die Frauen, die, entgegen allen Vorschriften, mit Militärmaschinen zu ihren Männern geflogen wurden.

Er fiel in Moskau in Ungnade und wurde nach Wilna versetzt, um dort in Mittelmäßigkeit zu versauern. Während Nikolai Juriewitsch ein einundzwanzigjähriger Leutnant war, der auf einem unbedeutenden Posten umfangreiche Verantwortung trug, war Drigorin ein bedeutendes militärisches Talent, das man auf einen unbedeutenden Posten abgeschoben hatte. Wenn ein solcher Mann einen Tag mit seinem Vater zu verbringen wünschte, konnte Nikolai dagegen nichts einwenden.

Außerdem war der Oberst ein höchst sympathischer Mann; er war neugierig, wie der andere sein würde.

Nikolai erreichte den Stall und öffnete das große Tor, das zu dem Korridor mit den einzelnen Boxen führte. Die Scharniere waren geölt worden; das alte Tor öffnete sich lautlos. Er ging an den makellos saubergehaltenen Verschlagen vorbei, in denen früher einmal die besten Vollblüter gestanden hatten. Er versuchte sich vorzustellen, wie jenes andere Rußland einmal gewesen war. Fast glaubte er, das Wiehern feurig blickender Hengste zu hören, das ungeduldige Scharren von Hufen, die Rufe von Jägern, die danach gierten, auf die Felder hinausgeschickt zu werden.

Jenes Rußland mußte etwas ganz Besonderes gewesen sein. Wenn man nicht hinter einem Maultier herlief.

Er erreichte das Ende des langen Korridors, wo eine weitere breite Türe war. Er öffnete sie und ging wieder in den Schnee hinaus. In der Ferne fiel ihm etwas auf; etwas, das nicht hinzugehören schien.

Von der Ecke einer Kornkammer führten Spuren zum Waldrand. Fußabdrücke vielleicht. Aber die beiden Dienstboten, die Moskau der Datscha zugewiesen hatte, hatten das Hauptgebäude nicht verlassen. Und die Waldhüter waren in ihrer Baracke, unten an der Straße.

Andererseits, dachte Nikolai, war es natürlich möglich, daß die Wärme der Morgensonne die Ränder irgendwelcher Eindrücke im Schnee geschmolzen hatte. Vielleicht täuschte das blendende Licht die Augen. Ohne Zweifel handelte es sich um die Spuren irgendeines Tieres. Der Leutnant lächelte bei der Vorstellung, daß ein Tier aus dem Wald hier Korn suchte, hier, in dieser gepflegten Reliquie, als die man die Stallungen der großen Datscha bezeichnen mußte. Die Tiere hatten sich nicht verändert, nur Rußland.

Nikolai sah auf die Uhr; es war Zeit, zum Hause zurückzugehen. Bald würden die Gäste kommen.

Alles lief so gut, daß Nikolai es kaum zu glauben vermochte. Es gab überhaupt nichts Peinliches. Dies war in hohem Grade seinem Vater und dem Mann aus Moskau zuzuschreiben. Oberst Drigorin schien anfänglich etwas unsicher – ein Kom-

mandeur, der sich einem wohlbekannten, oder mit guten Verbindungen versehenen Untergebenen aufgedrängt hatte –, aber Juri Juriewitsch verhinderte das Aufkommen einer verlegenen Stimmung. Er nahm den Vorgesetzten seines Sohnes auf wie ein besorgter – wenn auch berühmter – Vater, der nichts anderes im Sinne hat, als den Sohn zu fördern. Nikolai war beinahe amüsiert; sein Vater tat dies sehr auffällig. Mit dem Fruchtsaft und dem Kaffee wurde Wodka serviert. Nikolai hatte ein scharfes Auge auf etwa herunterfallende Zigaretten.

Die große Überraschung war der Freund des Obersten aus Moskau, ein Mann namens Brunov. Ein Parteifunktionär von hohem Rang bei der militärisch-industriellen Planung. Nicht nur, daß Brunov und Nikolais Vater gemeinsame Freunde hatten; bald stellte sich auch heraus, daß ihre Einstellung zum größten Teil der Moskauer Bürokratie dieselbe war – und dazu gehörten natürlich viele jener gemeinsamen Freunde. Nicht lange, und Gelächter erfüllte den Raum. Jeder Rebell versuchte den anderen mit beißenden Bemerkungen über diesen Kommissar, der anstelle eines Kopfes einen Hohlraum trug, und jenen Wirtschaftsbürokraten, der nicht einmal einen Rubel in der Tasche halten konnte, auszustechen.

»Wir sind böse, Brunov!« rief Nikolais Vater, während es in seinen Augen schalkhaft funkelte.

»Das ist wahr, Juriewitsch!« pflichtete der Mann aus Moskau ihm bei. »Schade, daß wir recht haben.«

»Aber seien Sie vorsichtig, wir haben Soldaten in unserer Gesellschaft. Die werden uns melden!«

»Dann werde ich ihre Löhnung zurückhalten, und Sie konstruieren eine Bombe, die nach hinten losgeht.«

Dimitri Juriewitschs Gelächter verstummte einen Augenblick lang. »Ich wünschte, man brauchte überhaupt keine Bomben.«

»Und ich, daß man keine so großen Beträge für das Militär ausgeben müßte.«

»Genug«, sagte Juriewitsch. »Die Waldhüter sagen, die Jagd hier sei ausgezeichnet. Mein Sohn hat versprochen, für mich Ausschau zu halten. Ich habe versprochen, das größte Stück Wild zu schießen. Kommen Sie jetzt, wir haben hier alles, was Ihnen fehlt. Stiefel, Pelze . . . Wodka.«

»Aber nicht während wir schießen, Vater.«

»Weiß Gott, Sie haben ihm *wirklich* etwas beigebracht«, sagte Juriewitsch und lächelte dem Oberst zu. »Übrigens, meine Herren, es kommt gar nicht in Frage, daß Sie heute schon wieder abreisen. Sie bleiben natürlich über Nacht. Moskau ist großzügig; es gibt hier Braten, frisches Gemüse und was das Herz sonst begehrt . . .«

»Und genügend Wodkaflaschen, hoffe ich.«

»Nicht Flaschen, Brunov, *Fässer!* Ich sehe es Ihren Augen an. Wir werden beide Urlaub machen. Sie bleiben.«

»Ich bleibe«, sagte der Mann aus Moskau.

Schüsse schallten durch den Wald, hallten in ihren Ohren wider. Auch den Wintervögeln blieben sie nicht verborgen; ihr Kreischen und das Flattern ihrer Flügel vermischten sich mit dem Echo. Nikolai konnte auch erregte Stimmen hören, aber sie waren zu weit entfernt, als daß man sie hätte verstehen können. Er wandte sich seinem Vater zu.

»Wenn sie etwas getroffen haben, sollten wir binnen sechzig Sekunden das Pfeifsignal hören«, sagte er. Sein Gewehr hing nach unten, der Lauf wies in den Schnee.

»Eine Schande ist das!« erwiderte Juriewitsch in gespielterm Ärger. »Die Waldhüter haben mir geschworen – ganz geheim natürlich –, daß das ganze Wild in diesem Abschnitt des Waldes wäre, nahe beim See. Dort drüben sei *nichts!* Deshalb habe ich darauf bestanden, daß die dorthin gehen.«

»Du bist ein alter Schurke«, sagte der Sohn und musterte die Waffe seines Vaters. »Du hast entsichert. Warum?«

»Ich dachte, ich hätte dort hinten etwas rascheln gehört. Ich wollte schußbereit sein.«

»Sei mir nicht böse, Vater, aber leg den Sicherungshebel wieder um. Warte, bis du das siehst, was du gehört hast, ehe du eine Waffe entsicherst.«

»Sei mir nicht böse, Soldat, aber dann müßte ich zuviel auf einmal tun.« Juriewitsch sah die Besorgnis im Blick seines Sohnes. »Andererseits, wenn ich es mir richtig überlege, hast du wahrscheinlich recht. Ich könnte fallen und einen Schuß auslösen. Davon verstehe ich etwas.«

»Danke«, sagte der Leutnant und drehte sich plötzlich um. Sein Vater hatte recht; hinter ihnen raschelte tatsächlich etwas.

Er hörte das Knacken eines Zweiges, Schnee, der zu Boden fiel. Er entsicherte die eigene Waffe.

»Was ist das?« fragte Dimitri Juriewitsch mit erregtem Blick.

»*Schsch*«, flüsterte Nikolai und spähte in die weißen Korridore, die sie umgaben.

Er sah nichts. Er schob den Sicherungshebel wieder zurück.

»Dann hast du es also auch gehört?« fragte Dimitri. »Das waren nicht bloß diese fünfundfünfzig Jahre alten Ohren.«

»Der Schnee ist schwer«, meinte sein Sohn. »Die Äste brechen unter seinem Gewicht. Das ist es, was wir gehört haben.«

»Nun, eines haben wir jedenfalls *nicht* gehört«, sagte Juriewitsch, »und zwar ein Pfeifsignal. Gar nichts haben wir gehört!«

Wieder hallten in der Ferne drei Schüsse.

»Sie haben *etwas* gesehen«, sagte der Leutnant. »Vielleicht hören wir diesmal das Signal . . .«

Plötzlich hörten sie es. Ein Geräusch. Aber das war keine Pflfe. Das war vielmehr ein erschreckter, in die Länge gezogener Schrei, schwach, aber ganz deutlich. Ganz entschieden ein schrecklicher Schrei. Und jetzt folgte ihm ein zweiter, der noch hysterischer klang.

»Mein Gott, was ist *passiert*?« Juriewitsch packte den Arm seines Sohnes.

»Ich weiß . . .«

Ein dritter Schrei schnitt ihm die Antwort ab, ein Schrei, der ihm durch Mark und Knochen ging.

»Bleib *hier*!« schrie der Leutnant seinen Vater an. »Ich laufe zu ihnen.«

»Ich komme mit«, sagte Juriewitsch. »Mach schnell, aber sei vorsichtig!«

Nikolai raste durch den Schnee auf den Ursprungsort der Schreie zu. Sie erfüllten jetzt den ganzen Wald, nicht mehr so schrill, aber um so schmerzlicher. Man merkte, daß die Lebenskraft dessen, der geschrien hatte, verebte. Der Soldat benutzte sein Gewehr dazu, sich einen Weg durch die schweren, tiefhängenden Äste zu bahnen. Der Schnee wirbelte rings um ihn auf. Seine Beine schmerzten, die kalte Luft füllte seine Lungen zum Bersten; Tränen der Erschöpfung trübten seine Sicht.

Dann hörte er das Brüllen, bevor er das sah, was er am meisten fürchtete, etwas, das kein Jäger je sehen wollte.

Ein ungeheuer großer, wilder Schwarzbär, dessen schreck-